

AV

# Komparatistik

Jahrbuch  
der Deutschen Gesellschaft  
für Allgemeine und Vergleichende  
Literaturwissenschaft

## 2020/2021

Aus dem Inhalt: Nachruf. Zum Tod von Hugo Dyserinck (1927-2020) • Peter Brandes: Paul Celan – Dichtung als globale Sprache • Paweł Piszczatowski: Paul Celan in postanthropozentrischer Perspektive • Friederike Heimann: Über das „Gegenwort“ des Hebräischen in der Dichtung Paul Celans • Peter Brandes: Figuren des Globalen in Celans Hamburg-Gedicht Hafen • Anna Murawska: Emily Dickinson in der Übersetzung Paul Celans • Monika Schmitz-Emans: Deutungsperspektiven auf Celan bei Anne Carson • Roman Lach: Stimmen aus dem Geisterreich. Bae Suah und die Mehrsprachigkeit • Annette Simonis: Narrative des ‚Retreat‘ und ihre inhärenten Paradoxien • Alena Heinritz: Arbeit dokumentiert. Jurij Ščerbak und Emmanuel Carrère • Stefan Bub: Der versehrte Gott und das erblindete Ich in Texten von Georges Bataille • Matthias Beckonert: Pathologische Wahrheit(en). Wolf Haas und Thomas Pynchon • Tagungsberichte, Rezensionen.



ISBN 978-3-8498-1811-1  
ISSN 1432-5306

Komparatistik 2020/2021



AISTHESIS VERLAG

AV



# Komparatistik

Jahrbuch  
der Deutschen Gesellschaft  
für Allgemeine und Vergleichende  
Literaturwissenschaft

2020 / 2021

Herausgegeben im Auftrag des Vorstands  
der Deutschen Gesellschaft für Allgemeine  
und Vergleichende Literaturwissenschaft  
von Annette Simonis, Martin Sexl und Alexandra Müller

AISTHESIS VERLAG

---

Bielefeld 2022



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2022

Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld

Satz: Germano Wallmann, [www.geisterwort.de](http://www.geisterwort.de)

Druck: MAJUSKEL MEDIENPRODUKTION GMBH, Wetzlar

Alle Rechte vorbehalten

Print ISBN 978-3-8498-1811-1

E-Book ISBN 978-3-8498-1812-8

ISSN 1432-5306

[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)

verfahren, sondern auch Konzepte von Zeit und Zeitlichkeit verhandeln, hervorgehoben werden. Diese Aspekte sowie die durchgängig hohe Qualität und Originalität der Beiträge machen den Band zu einer gleichermaßen spannenden wie relevanten und anschlussfähigen Lektüre.

Magdalena Leichter

Agatha Frischmuth. *Nichtstun als politische Praxis. Literarische Reflexionen von Untätigkeit in der Moderne*. Bielefeld: transcript, 2021 (= Studien der Kulturwissenschaftlichen Gesellschaft; Bd. 1). 330 S.

Agatha Frischmuths Promotionsschrift *Nichtstun als politische Praxis. Literarische Reflexionen von Untätigkeit in der Moderne* bildet den Auftakt der neuen Schriftenreihe *Studien der Kulturwissenschaftlichen Gesellschaft* des transcript Verlags, die u. a. Fragestellungen der Materialität, Ästhetik, Kulturtheorie und Medienwissenschaft behandeln soll. Wie sich bereits im Titel ankündigt, prüft die Autorin die Untätigkeit auf ihren öffentlich wirksamen Gehalt, indem sie auf ein aristotelisches Verständnis von Praxis zurückgreift, das die „ethischen und politischen Tätigkeiten des menschlichen Lebens“ (14) umfasst. Entgegen den „gängigen Tätigkeitserwartungen“ (295) und „Tätigkeitsparadigmen der Moderne“ (15) formuliert sie den Anspruch, auch das Nichtstun als „Tätigkeitsform des Handelns“ (16) zu deuten. Als Umschlagplatz zwischen „Handlung und Nicht-Handlung“ (14) stärkt sie das Nichtstun als spannungsgeladene Matrix des *Tuns*, die sie vor dem Hintergrund von Hannah Arendts Verständnis von Handeln deutet. Gleichermäßen ungewöhnlich wie spannend ist die Herleitung und Begrenzung von „Tätigkeitsformen“ (76) anhand von Arendts Handlungsphilosophie, die Frischmuth bei ihren späteren Literaturanalysen immer wieder als Lektüreschlüssel und Bezugsgröße dient, um die komplexen Darstellungsverfahren der literarischen (Post-)Moderne und ihre müden, apathischen Antihelden in den Diskursraum politischer Maximen einzuordnen. Drei Achsen benennt die Verfasserin zu Beginn ihrer philosophischen Überlegungen, die auf die Einleitung folgen und entlang derer „Nichtstun als politische Praxis“ analysiert werden kann. Zum einen kann Nichtstun als „Handlung im Sinne Hannah Arendts“ (23) verstanden werden, zum anderen darf das Nichtstun als Bedingung zur Konstituierung einer innovativen, anormalen, „neuen Gemeinschaft“ (24) gedeutet werden und zuletzt muss Nichtstun auch als „Korrelation zwischen Nichtstun und Herrschaft“ (24) betrachtet werden – ein Zusammenhang, der durchaus ermächtigende Züge trägt, aber auch ohnmächtige Subjekte produzieren kann.

Nach Erläuterung dieser drei gangbaren Wege startet Agatha Frischmuth mit einer philosophisch-theoretischen Untersuchung, indem sie in einem ersten Schritt den Komplex von „Handlung und Geschichte“ auf sein zielgerichtetes Verständnis von Tätig-Sein hin prüft. Sie identifiziert den zielorientierten Einsatz von Mitteln zu einem bestimmten Zweck als Kern moderner Handlungsauffassung und spricht von einer „pervertierenden Zweck-Mittel-Logik“ (29), welche den Dreierschritt aus Subjekt, Wille und Ziel infiltriert und den letzten

Schritt bevorteilt hat. Von diesem „Zweck-Mittel-Verhältnis“ seien die Komplexe von „Politik“ und „Interesse“ ebenso betroffen. Sie weist diese Ökonomie der Handlung als Problematik aus, verfestige sie doch ein binäres Konzept von Tun und Nicht-Tun, das nach glatten Ausschlusskriterien funktioniert. Wie lassen sich dementsprechend neugeartete ‚Untätigkeitsparadigmen‘ (17) entwerfen und in welcher Verbindung stehen sie zum ‚Handeln‘, ‚Herstellen‘ und ‚Arbeiten‘, fragt die Verfasserin. Im Rahmen von Arendts Handlungsphilosophie identifiziert Frischmuth zwei Formen des Nichtstuns: zum einen das *Denken*, das als „reine Tätigkeit des Geistes“ bei „völliger Unbeweglichkeit des Körpers“ (24, Arendt, *Vom Leben des Geistes*) vorstättengeht, was jedoch nach Maßgabe von Arendt nicht als Handlung im eigentlichen Sinne zu verstehen wäre; zum anderen den *passiven Widerstand*, der im Kontext von Machtmissbrauch und Gewaltherrschaft trotz körperlicher Unbeweglichkeit zu einer Handlung mit Machtpotenzial erklärt werden kann. (Vgl. 25)

Agatha Frischmuth lässt diesen ersten Abschnitt ihrer ‚philosophischen Überlegungen‘, den sie mit prägnanten Ausführungen zu Walter Benjamin, Hannah Arendt, Giorgio Agamben und Jean-Luc Nancy versieht, und in dem sie Verweigerungsformate wie Entzug, Störung und Streik diskutiert, in ein Neukonzept des Handelns münden, in dem sie die „Zweckfreiheit“ des Nichtstuns als Chance hervorhebt und beispielsweise eine „reine Mittelbarkeit“ (36) nach Agamben konturiert. Als ein dezidiert Anderes, Anormales birgt gerade das Nichtstun als „eine Handlung ohne Zweck“ (40) die Möglichkeit, Paradigmen von Nützlichkeit und kalkulierter Zielorientierung zu überwinden und als „Normabweichung“ (13) neue Prämissen der Bedeutungsgenerierung anzustoßen. Den zweiten Abschnitt ihrer philosophischen Betrachtung widmet die Autorin möglichen Formen von Gemeinschaftsbildung und potenziellen Bindungskräften der Untätigkeit. In diesem Rahmen werden gängigen Vorstellungen von Vereinsamung und Isolation entgegengearbeitet, die mit Inaktivität zwar oft verschaltet sind, Aussichten auf eine alternative, ‚kommende Gemeinschaft‘ (Agamben) aber nicht versperren müssen.

In dieses Unterkapitel zur Gemeinschaft ist ein Exkurs zu Melvilles *Bartleby, The Scrivener* [1853] eingelassen, dessen gleichnamiger Arbeitsverweigerer trotz seiner sozialen Apathie als Pionier eines neuen Kollektivgedankens gedeutet werden kann (bspw. mit Deleuze). So räumt Frischmuth dieser prominenten Figur eigenwilliger Widerständigkeit ihren gebührenden Platz inmitten einer ganzen Reihe von literarischen Verweigerungsfiguren ein, die dem germanischen, romanischen und slawischen Sprachraum entstammen. Bevor sich die Verfasserin aber ihren vier großen Lektüren zuwendet, die in chronologischer Reihenfolge eine Veröffentlichungsspanne von 1907 bis 2004 umfassen, widmet sie sich den Herrschaftsaspekten des Nichtstuns. Diese „dritte Praxis des Nichtstuns“ (57) eröffnet erfrischende Perspektiven auf theologische Motive und aristokratische Aspekte der Untätigkeit, die bislang nur ungenügend Beachtung fanden und fernab antiker Melancholie neue Dimensionen von souveräner Interessenlosigkeit, fauler Omnipotenz und adeligen Formen des Müßiggangs erschließen.

Die Opposition „Arbeit vs. Muße“, die dem ersten poetologischen Kapitel (81ff.) vorangestellt ist, entpuppt sich als Scheinbinarität: Die „Binäropposition

zwischen Nichtstun und vermeintlicher Handlung“ (74) müsse als diskutabile Grenzziehung zwischen modernen Tätigkeitsparadigmen begriffen werden. Eine strikte Trennung von Arbeit und Muße könnte man – wenn überhaupt – für die Antike behaupten, wo kultivierte Muße eine wohltuende Befreiung von der Arbeit, ihren notwendigen Bedürfnissen und ihrer Minderwertigkeit darstellte. Dementgegen ist seit der Neuzeit und mit Schriften von Locke und Smith eine Aufweichung dieser Binäroptionen zu beobachten, da die stete „Aufwertung von Arbeit in der Neuzeit“ (81) angenehme, freudvolle, befriedigende Momente und einen „Genusswert“ (81) von der Muße weg und auf die Beschäftigung selbst übertragen hat. Frischmuth spricht von einer „Art ‚simulativer Umwertung‘ von Arbeit“ (81), die in der Freizeit verrichtete Arbeit mit der Tarnkappe der „Selbstverwirklichung“ (87) versieht und „zwecklose Arbeit“ (87) wiederum als sinnhaft und zielgerichtet ausgibt.

Robert Walsers Roman *Der Gehülfe* von 1907 wird als Echo dieser modernen Arbeitsdiskurse und als abgründige Erzählung nahezu toxischer „Unverhältnismäßigkeiten der Arbeit“ (91) gedeutet. Die Grenzen zwischen Muße und Betriebsamkeit verschwänden, es zeige sich, dass „Arbeit auch eine *Praxis des Nichtstuns* sein kann“ (90). Eine starke Nähe von Muße und Arbeit kündige sich bereits im räumlichen Zusammenfall von Geschäfts- und Wohnhaus an; die Ingenieursstelle, die der Protagonist Joseph Marti annimmt, entpuppt sich später als „Anstellung ohne Entlohnung“ (98). Geschäftigkeit werde im Hause Tobler „spielerisch simuliert“ (90), während andersherum auch die Arbeit der Freizeit verblüffend ähnlichsieht. Am Beispiel seines Vorgesetzten bekommt Marti die kostspielige Inszenierung von Muße als Wohlstandsbeweis vor Augen gestellt, woraufhin er der aristokratisch anmutenden Inszenierung des Müßiggangs nach Kräften nacheifert. Dabei entbehrt die ‚ostentative Muße‘ seines bürgerlichen Arbeitgebers eines ökonomischen Fundaments, sodass dessen „Nachahmung des Adels“ (102) zu einem dekadenten Gestus mit desaströsem Ausgang gerinnt. Das Verhältnis von Tätigkeit und Trägheit gerät vollständig aus den Fugen, denn Arbeitgeber und Arbeitnehmer „*simulieren* Arbeit, um ihre Muße zu rechtfertigen“ (100), aber täuschen gleichermaßen auch ihre Muße vor, denn es gibt „keinen Genuss ohne Arbeit“ (109), wie die Verfasserin im Umkehrschluss konstatiert. Walsers Roman führe eine Arbeitswelt vor, die sich mit Rückgriff auf Jean Baudrillards Konzept von Hyperrealität und dem Imaginären als „Hyperarbeit“ fassen ließe. (106) Indem Tätigkeit mit Theatralität zusammenfällt, Arbeit zum „müßigen Spiel“ (100) wird, entsteht eine entrückte „Arbeit anderer Ordnung“ (114). *Simulation* tauft Frischmuth diesen spielerischen Modus von Tarnung und künstlicher Verkleidung.

Neben der *Simulation* sind es drei weitere Verfahrensweisen – *Projektion*, *Prätention* und *Kompensation* – von *Uneigentlichkeit*, die die Autorin als poetologische Spezifika anhand ihrer Lektüren herausarbeitet. Den Lektüren von Thomas Mann, Georges Perec und Mirosław Nahacz sind programmatisch Binäroptionen vorangestellt, die abgewandelte Äquivalente der Grundopposition von *Tun* und *Nicht-Tun* darstellen, die sich aber allesamt in ihren diametralen Gegensätzen selbstredend nicht halten lassen. „Darstellungsverfahren“ (19, 75) nennt Frischmuth diese Modi des Nichtstuns und tatsächlich sind sie



mit theatralen und manipulierenden Techniken des sichtbaren Auftauchens und Verschwindens auf der Bühne eng verbunden: „Das Nichtstun ist [...] oft in einem Kampf um sein eigenes Erscheinen begriffen, denn eine ‚Distanzierung vom Handeln‘ zieht Hannah Arendt zufolge ‚Unsichtbarkeit‘ nach sich.“ (260)

Der geopolitische Rahmen solcher Oppositionen tritt wohl am deutlichsten in Frischmuths Analyse von Thomas Manns *Der Zauberberg* von 1924 hervor, die mit „Ost‘/Inaktiv vs. ‚West‘/Aktiv“ betitelt ist. Der Titel setzt offenbar Zuschreibungen eines passiven Orients als Fremdes und eines aktiven Okzidents als Eigenes voraus. Über das Verfahren der Projektion wird überzeugend herausgearbeitet, wie janusköpfig *Der Zauberberg* dabei verfährt, wenn er einerseits im Stil europäischer Ideengeschichte und ihres problematischen Orientalismus eine Untätigkeit im Gewand des fremden Orients entwirft und fortschreibt, aber andererseits von Inaktivität und Schwäche erzählt, die fixer Bestandteil der eigenen, westlichen Lebensform sind. Neben den „untätig konnotiert[en]“ Osten tritt demnach ein als „untätig inszeniert[er]“ Westen (140). Techniken der Verschiebung und Dekonstruktion lassen eine „orientalistische *Praxis des Nichtstuns*“ (ebd.) hervortreten, welche zum einen die Projektionsfläche eines inaktiven Orients bedient und die altbekannten Zuschreibungen von Despotie, Leidenschaftlichkeit und Indolenz aufruft, um sie jedoch folglich zu variieren und sogar in ihr Gegenteil zu verkehren. Dezidiert westliches Begehren sehnt einen dominanten Orient herbei, der zwar als gefährlicher „Untätigkeits-Virus“ (162) gekennzeichnet wird, dessen Angstmotor jedoch zugleich Erzählantrieb und Faszinationsquell ist. So treten ‚Destabilisierung‘ (154) und ‚Auflösung‘ (188) an die Stelle scharfer Oppositionspaare und kolonialer Herrschaftsfantasien.

Inmitten der Differenzen von *Tun* und *Nichtstun* nimmt das nachfolgende Kapitel zu Georges Perecs *Un homme qui dort* von 1967 einen Sonderplatz ein – stellt es doch gleich jedwede Form der Differenzierung in Frage. Als „Abwesenheit eines Unterschieds“ (189) definiert Frischmuth die ‚Indifferenz‘, der sie sich in dieser dritten Analyse widmet und der sie das ‚Handeln‘ durch die Betitelung „Indifferenz vs. Handlung“ prominent entgegenhält. Mit der Indifferenz rückt das Verhältnis des Menschen zur Welt in den Blick, verdeutlicht die Verfasserin mit Referenz auf Hannah Arendt. Ferner unterstreicht sie den fehlenden „Einfluss“ indifferenter Individuen auf ihre Umgebung. Wer „keine *Haltung*“ (ebd.) vertritt, kein Urteil fällt, sich nicht entscheidet, bleibt teilnahmslos, verweigert jedes gesellschaftliche Engagement. Die Indifferenz bekomme „eine anti-politische Konnotation“ (ebd.) Doch gelte es gerade diese vermeintliche Handlungs- und Handlungslosigkeit der Indifferenz zu überprüfen. Zwei prominente Strömungen der philosophischen Ideengeschichte hätten bereits vorgeführt, inwiefern die Gleichgültigkeit positiv begriffen und mit Handlung assoziiert werden kann: Stoa und Existenzialismus konnotieren indifferente Haltungen mit Handlungsvermögen. (190) Zusätzlich könne eine historische Verortung von Perecs Text „rund um das Handlungsparadigma 1968“ (195) produktive Perspektiven auf eine spezifische „Haltung zur Universität“ (196) eröffnen, die Passivität und Indifferenz mit Bedeutung versieht – im Gegensatz zu revolutionärem „Aktionismus“ und rebellischer „Scheinpraxis“ (196, Adorno, *Marginalien zu Theorie und Praxis* [1969]). Die facettenreichen

Diskussionen studentischer Handlungsfähigkeit in den Sechzigerjahren würden sich etwa in Louis Althusser's Idee eines „passiven Widerstandes“ widerspiegeln. (200) Frischmuth widerspricht hier der Forschungsthese von Leonhard Fuest, der Perec Protagonisten in seiner Studie *Poetik des Nicht(s)tuns* (2008) keine Kritik- und Widerstandsfähigkeit zugesteht und konstatiert, dass jenes Nichtstun romanintern einer politischen und theoretischen Diskussion bedürfe, um als wirksame Geste funktionieren zu können. Die Verfasserin unterstreicht hingegen, dass der spezifische, historisch-diskursive Rahmen der Sechzigerjahre eine Bedeutungsfülle des Nichthandelns bereits zur Genüge proklamieren würde.

So zeichnet Frischmuth in ihrer Perec-Lektüre die Konjunktur einer Indifferenz nach, die erst für Autonomie, Systemkritik und Befreiung steht und als Handlung erkennbar ist, die sich später jedoch in eine hohle „Herrschaftsphantasie“ (195) verkehrt. Sobald Ohnmacht in despotische Machtansprüche kippt, ferner Tyrannei und Isolation zusammenfallen, wird eine positive Deutung des Nichtstuns als Handlung vereitelt, da *Handeln* nach Arendt in Isolation unmöglich sei. Es sind bloß Inszenierungstechniken, die dieses studentische Nichtstun als „Widerstand, Streik“ in Szene setzen (200), später aber das vorgeführte Indifferenz-Experiment in die Einsamkeit kippen lassen und das Nichtstun als Irrtum und „falschen Protest [...]“ (247) ausweisen. Hinzutritt eine Kluft zwischen ästhetischer Form und Inhalt, die Frischmuth als Widerspruch auf formaler Ebene fasst (204), und aufgrund dessen Indifferenz zur *Prätention* gerät. In gewisser Hinsicht entlarven sich diese Momente ‚prärentiöser Indifferenz‘ selbst, wenn Gestenabwesenheit und Sprachreduktion behauptet werden, aber an ihrer eigenen sprachlichen Verfasstheit und literarischen Präsentation scheitern. Dort, wo also Gesten verneint werden und die Indifferenz in Kopplung mit Gestenabwesenheit und Minimierungseffekten eine Deutbarkeit des Nichtstuns verweigern soll, bleibt die „Gestenlosigkeit [...] selbst gestisch“ (204) und macht die selbstdestruktive Tendenz dieser Erzählform deutlich. Indem sie diesen sprachlichen Finten der Indifferenz im Detail nachgeht, entwickelt die Autorin ein Verständnis von Paradoxie, das beispielsweise Johanna-Charlotte Horsts Perec-Interpretation (Dissertationsschrift *Perec Erbschaften*) und ihr wichtiges Konzept einer ‚passiven Aktivität‘ (222) konsequent weiterdenkt. Letztlich entpuppt sich jene Indifferenz, die am Grunde des Nichtstuns ruht, als unecht, sie zersetzt das Potenzial der Inaktivität und vereitelt das Nichtstun in seiner Handlungsmacht; es kippt in die Bedeutungslosigkeit. Ein Nichtstun, das sich auf ‚prärentiöse Indifferenz‘ stützt, kann „keinen Bestand haben“ (244).

Den widersprüchlichen Charakter der Untätigkeit führt Frischmuth weiter aus, wenn sie sich in ihrer letzten Lektüre dem Sprechen widmet, das sie als „*paradoxes* Paradigma des Nichtstuns“ (250) bezeichnet. Sprechakten wird aus philologischer Sicht spätestens seit dem *linguistic turn* performative Kraft zugestanden und *Sprechen* damit in die Nähe zum *Tun* gerückt. Doch entgegen dieser Lesarten, die Sprache als Handlung begreifen, entwirft die Autorin mit ihrer Untersuchung des Romans *Bombel* aus dem Jahr 2004 ein erfrischend anderes Sprachverständnis. ‚Kompensation‘ lautet das Schlagwort, das sie ihrer Analyse des Romans des polnischen Autors Mirosław Nahacz voranstellt. Topographien wie eine Bushaltestelle evozieren in Nahacz' *Bombel* Aspekte wie Untätigkeit

und „Hoffnungslosigkeit“ (279). Als „Wartesaal“ (280) setzt der tote Ort der Bushaltestelle auf dem Land den gesellschaftlichen Ausschluss des arbeitslosen Protagonisten Bombel in Szene. Dabei kompensieren seine exorbitanten Sprechexzesse offenbar den Stillstand auf der Bewegungsebene. Über die Kluft von „Arbeit/Nicht-Arbeit“ (277) hinweg entspinnt sich ein exaltes Sprechen, das Kritik an der Politik übt, aber auch in die Nähe des Wahnsinns rückt – und damit als zweifelhafter Sprachwiderstand eines beredten Narren auftritt, der von Machtdiskursen freilich exkludiert und ignoriert wird – wie Frischmuth mit Verweis auf Foucault und Felman stichhaltig argumentiert. So führt die „Figur des Nichtstuers“ (280) in diesem Roman eine „Losgelöstheit von konventionellen sozialen Bindungen“ (291) vor. Dort, wo sich das „Primat der Arbeit und des Fortschritts“ (281) als faules Zukunftsversprechen, das von polnischer Politik und Kirche propagiert wird, entpuppt, entspringt die Vision eines „positiv konnotierte[n] Nichtstun[s]“ (281). Die Abkopplung von Gesellschaft und Politik setzt die Möglichkeit eines neuen sozialen Bündnisses frei, das als „romantische und *organische Gemeinschaft*“ (281) Formen von Untätigkeit bestärkt.

Aber den Nährboden dieser neuen, ‚echten‘ Gemeinschaft bildet die riskante Symbiose von Nichtstun und Alkoholismus; sie stellt überhaupt eine „Affirmation der Mängel“ (291) dar, die damit freilich auf „prekäre[m] Fundament“ (295) steht und auf Dauer nicht überlebensfähig sein kann. Doch mit diesem „Gemeinschafts-Körper“ erwächst im gesellschaftlichen Außen immerhin ein kurzzeitiger, zweckbefreiter, naturnaher „Freiraum“. (296) Angesichts von Bombels stetem Niedergang und seinem späteren Tod deutet Frischmuth diese osteuropäische Verfallsgeschichte des Nichtstuns als postmodernen Dekadenroman, der den Untergang eines Einzelnen zur gesamtgesellschaftlichen Metapher stilisiert. „Körper-Staat-Metapher[n]“ (290) lassen Bombels kranke Physis als Emblem gesellschaftlichen Versagens erscheinen, doch neben diese dunkle Staatsprognose tritt gleichfalls eben jene Utopie eines neuen Kollektivs, eine „Familie der Ausgestoßenen“ (290), die sich um Bombel gruppiert. Der Roman splittet sich somit in ein „*positiv* konnotiertes, [freies] Nichtstun“ (281) und ein negatives Nichtstun, das aus Perspektive der Institutionen und biopolitischen Machtdiskurse nicht den geltenden Werteparametern entspricht.

Vollzieht sich hiermit die Vision einer ergebnisoffenen „Zweckfreiheit“ (48) und „Werklosigkeit“ (Nancy: *La communauté désœuvrée* [1982]) inmitten einer Gemeinschaft von Nichtstuern fernab der „Arbeitsgesellschaft“ (296)? Agatha Frischmuth schlägt gen Ende ihrer vier Analysen den Bogen zurück zu ihren einleitenden Überlegungen, in denen sie mögliche Formen von Gemeinschaft anhand der Lektüre von Nancy, Blanchot, Deleuze und Agamben angedeutet hatte. Sie greift damit ihr Anfangsargument wieder auf, dass die „Annahme eines gemeinschaftsstiftenden Nichtstuns“ (45) dem gesellschaftlichen Ausschluss und den Vorwürfen der „Handlungsenthaltung“ (44) entgegengehalten werden könne. So ambig und subversiv wie sich die literarischen Verfahren der *Uneigentlichkeit* aber von Beginn an ausnahmen, so mehrdeutig bleibt auch die politische Ergebnislage der vorgenommenen Lektüren. Methodisch hat sich gezeigt: Die Handlungsphilosophie Arendts erweist sich als sehr ergiebige Grundlage, um die Texte auf ihr politisches Potenzial hin zu befragen.

Zweifellos stellt sich die Frage, ob es schlichtweg redundant ist, den Lektürekapiteln in strukturalistischer Manier Binäroptionen voranzustellen, wenn man sie ohnehin aufweichen und zurücknehmen muss. Doch es wird deutlich, dass gerade die scharfen Trennlinien dieser binären Gerüste eine hochproduktive Reibungsfläche bieten, um das Oppositionspaar von *Tun* und *Nichtstun* vorzuführen und im besten Fall zu verabschieden. Im Zuge von Frischmuths diskursanalytischen Ansätzen ist allein manch weitschweifige, historische Einordnung verzichtbar, welche die Lektüre im schlechtesten Fall überproportional vorstrukturiert, ja beinahe belasten kann; hier hätte die Verfasserin der Stichhaltigkeit ihrer klaren Thesen und dem poetologischen Rüstzeug ihrer Beobachtungen noch stärker vertrauen können. Auf einen blinden Fleck ihrer Untersuchung verweist die Autorin selbst, wenn sie in ihrem Ausblick die Genderaspekte thematisiert, die sie in ihrer Analyse durchweg männlicher Nichtstuer ausklammerte. Schon in der Kopplung von „Müßiggang und Wahnsinn“ (264) hatten sich unheilvolle, historische Affinitäten für Weiblichkeit und deren Exklusion angedeutet, die allerdings nur in einer Fußnote Erwähnung fanden. Wie gewaltig sich der Genderdiskurs um das Nichtstun eigentlich ausnimmt, ist schon im Zusammenhang mit der besprochenen Dekadenzliteratur spürbar geworden, wenn Unfähigkeit und Untätigkeit der männlichen Protagonisten durch den Verweis auf Erschlaffung und Verweiblichung erzählt werden. Warum fehlen Frauen so massiv in der Literatur der Untätigen, wenn sie doch gleichzeitig „prädestiniert sein müssten für diesen Topos“ (305), fragt die Verfasserin also in ihren Schlussbetrachtungen sehr konzise; Bewegungslosigkeit, Häuslichkeit, Trägheit und Passivität seien schließlich oft genug feminine Zuschreibungen. Ihre Antwort hierauf erscheint schlüssig: Wo Arbeitsvermögen, eigener Wille und damit Machtteilhabe fehlen, mangelt es an entscheidenden ‚Voraussetzungen‘ (305), um das Nichtstun als *politischen Akt* erscheinen zu lassen. Nichtstun als *Handlung* braucht öffentlich wirksame und machtvolle Bezugsgrößen, um auf die politische Bühne zu gelangen. Welche Raster müssen sich demnach ändern, fragt man sich, um die weiblichen Bartlebys aus den Schatten der Diskursräume hervortreten zu lassen und sich vom „eher ‚männliche[n]‘ Untätigkeitsnarrativ des 20. und 21. Jahrhunderts“ (305) zu lösen? Zweifelsohne hat Agatha Frischmuth mit ihrer Studie einen wichtigen Beitrag zur Hinterfragung europäischer Koordinatensysteme der Betätigung vorgelegt; die Stärke ihrer Studie zeigt sich auch in der Benennung dieser toten Winkel politischer Praxis und damit auch in der notwendigen Erschließung neuer gangbarer Pfade für die Philologie. Erste Trassen für weitere spannende, ungeläufige Wege hat sie schon installiert.

Anna Hordych